

Stephan Packard

„Hast du das auch gesehen?“

Ein fast ganz unsemiotischer Beitrag  
nicht nur zur Medienwissenschaft

*Bernd Scheffers Photographie Poschavio zeigt einen Blick aus dem Fenster, der als Anlass zu nehmen ist zu Gedanken über Fiktion und Wirklichkeit, Mediengebrauch als Bedarf, Medienwissenschaft und Bernd Scheffer.*



Bernd Scheffer: *Poschavio* (1980)

Auf dem Bild steht ein Fenster offen, dahinter liegen eine beschattete Ebene und ein sonnenbeschienener Berg. Im rechten Fensterflügel spiegeln sich eine Mauer und ein Gebäude. Innen sind weiße Vorhänge, angegraute Wände und schwarze Schatten. Was gibt es an dem Gezeigten zu sehen? Ein Probelauf mit einigen Freiburger Studierenden der Medienkulturwissenschaft führt schnell zu zwei Ergebnissen:

Erstens erinnern sich die Studentinnen und Studenten sehr gut an den Photographen Bernd Scheffer, der den ersten kompletten Jahrgang unseres neu gegründeten Instituts mit einem Vortrag zu *Medien als Passion* eröffnet hat; sie erinnern sich also an den Medienwissenschaftler Bernd Scheffer, und zwar sehr viel besser und lebendiger als an so ziemlich alles andere, woran sie sich nach anderthalb Jahren Studium durchaus auch erinnern dürften. Und zweitens führt sie die Betrachtung des Bildes schnell zu der Frage: ‚Kann das so stimmen?‘, oder mutiger: ‚Was stimmt denn da nicht?‘ Kann dieser helle Ton auf dem Berg zur gleichen Tageszeit wie die dunklere Ebene aufgenommen worden sein? Wenn diese Bäume hier so klein sind, sind jene dann nicht gegen alle Perspektive groß geraten? Wenn wir durch das offene Fenster nur Ebene und Berg sehen, wie soll sich dann in der im weiten Winkel nach innen geklappten Scheibe eine Hausfront spiegeln? Wer das geometrisch beantworten will, ist schnell verloren.

Der Begleittext zur Ausstellung *Strukturen, Spuren, Zeichen* verrät, dass zu den Photographien auch ‚Real-Montagen‘ gehören, ‚komponierte Landschaften‘, die Bestandteile verschiedener Aufnahmen aufschneiden und zu einer neuen Anatomie zusammensetzen. Das inspiriert mich und mein Probepublikum zu detaillierten Vermutungen. Dass sie sich alleamt als falsch erweisen, weil Bernd Scheffer später verrät, dass gerade dieses Bild ohne jede Nachbearbeitung entstanden ist, sich diese Perspektive gerade so geboten hat, ist nicht schade, sondern umso schöner. Es galt dennoch oder gerade deshalb auszuprobieren, welche Begriffe und Ideen auf die Fragen aus dem Bild antworten können. Mediengebrauch heißt hier, sich angesichts eines Medienangebots zu helfen wissen müssen: Gebrauch als Bedarf.

Was hilft dabei die Medienwissenschaft? Kann man sie brauchen? Muss man studiert haben, um auf das Bild so hilfreich hereinzufallen? Es soll ja akademische Lehrerinnen und Lehrer geben, deren Klientel man daran erkennt, dass sie – wenigstens für eine gewisse Zeit – dasselbe Signal wie jene aussenden, nur schneller und bisweilen frenetischer: Erinnerung-Gedächtnis-Geschichte, Erinnerung-Gedächtnis-Geschichte...; oder: System-Autopoiesis-Kopplung, System-Autopoiesis-Kopplung...; oder wenn es ganz schlimm kommt: Ikon-Index-Symbol, Ikon-Index-Symbol...

So nicht Bernd Scheffer. Die Schülerinnen und Schüler, die in diesen Wortmeldungen neben Freundinnen und Freunden versammelt sind,

zeigen auf den ersten Blick, dass keine Kopierarbeit stattgefunden hat. Denn dafür ähneln sie einander viel zu wenig. Selbstverständlich wurden auch in unseren Seminaren Begriffe besprochen; aber zum Mantra sind sie nie geworden. Man kann von Bernd Scheffer viel lernen, auch über Systeme, Autopoiesis und Kopplung; über eine Literatur- und Medienpsychologie, die ernst nimmt, dass sie psychologisches Fachwissen benötigt; und über einen Konstruktivismus, der, wie Roman Giesen nebenan in für mich bezeichnender Weise erzählt, blinde Wanderer nicht durch einen Wald schickt, um mal zu zuzusehen, ob sie wohl auch wieder herauskommen, sondern sich von einem Blinden auf dem Treppenabsatz zeigen lässt, was man zuvor überhört hatte. Und man kann, wie der Verfasser, im Gespräch mit Bernd Scheffer seiner eigenen Begeisterung, etwa für Semiotik freien Lauf lassen: Ikonindexsymbol... Aber darin gingen diese Seminare nie auf. Erst im zweiten und dritten Satz erinnern wir uns miteinander an Gemeinsames, und dann nicht an begriffliche Talismane, sondern eher an szenische Paradigmen, die die Haltung einer bestimmten Medienanalyse festhalten. Dazu gehören die Schneise, die ein Forschungsprojekt durch den Wald schlagen muss; die identifizierende Rezeption, die aus dem Zuschauer keinen der glorreichen Sieben macht, sondern ihn mit den sieben reiten lässt; das große Ja und das kleine Aber; und die fliegende Untertasse, und an letztere denke ich bei diesem Bild und unseren Versuchen um Hilfe.

Szene also: Du stehst am Fenster und draußen geschieht etwas Außerordentliches. Ein außerirdisches Raumschiff ist gelandet. Blinkende Lichter, wirbelnder Torso, Luke und Nebel und Scheinwerfer und Antennen, alles da. Was machst du mit der Wahrnehmung? Wenn du Glück hast, stehst du nicht allein am Fenster, sondern hast jemanden, zu dem du dich umdrehen darfst: „Hast du das auch gesehen?“ Die Wahrnehmung bedarf einer Stabilisierung, die nur sozial, und zwar intersubjektiv zu haben ist. Sie bedarf der Hilfe einer Antwort, die in zwei Richtungen ausfallen kann: „Ja, ich habe es auch gesehen, komm her, reden wir darüber!“ – oder: „Nein, da ist nichts, geh weg.“

Diese Alternative ist merklich falsch, ich komme gleich darauf zurück. Zunächst aber ist festzuhalten: Die Stabilisierung der objektiven Wahrnehmung bedarf nicht allein eines einzelnen Subjekts, sondern eines Miteinander, einer geteilten und schon dadurch durchkreuzten Subjektivität. Sie benötigt ein Mehr, das ohne Gegenüber nicht zu haben ist. Das Objekt mag radikal konstruiert sein und das Gegenüber auch; aber dass man

von jenem nur nehmen kann, was dieses zu geben bereit ist, macht einen entscheidenden Unterschied. Mir scheint das ein besonders schneller von vielen möglichen Zugängen dazu, warum Medien mit Bernd Scheffer als Passion und sogar als Liebe gedacht werden müssen. Und zugleich kann es schnell plausibel machen, weshalb Zeichentheorie nur mit Peirce ohne Lacan nicht gutgeht: weshalb auch Semiotik bei aller Begeisterung über ihre trennscharfen Begriffe ohne einen Begehrens-begriff leer bliebe.

Denn selbstverständlich wenden wir uns nicht nur an den anderen, weil wir mit unserer fliegenden Untertasse Hilfe brauchen, sondern wir suchen ständig fliegende Untertassen, die die Wendung an den Nachbarn rechtfertigen. Wir wollen zwar sicher manchmal vor allem, dass uns der andere die Untertasse zugibt, aber wir wollen immer auch den anderen haben, und wenn wir ihm dafür Außerirdische konstruieren müssen, weil sich das zu erzählen lohnt, tun wir es. Nicht zuletzt Bernd Scheffers Photographien lassen sich keineswegs nur, aber unter anderem vielleicht auch so verstehen: Als ein Angebot an fliegenden Untertassen, mit denen wir mit gutem Grund zu unseren Nachbarn laufen dürfen, weil jedes dieser Bilder ein Bedürfnis nach Vergewisserung aufruft: „Hast du das auch gesehen?“

Diesseits jedes Begehrens-begriffs kann die Semiotik (nun also doch eine halbe Seite lang) die Unlösbarkeit der Frage nach der Fiktionalität durchaus beleuchten, es hilft nur nichts. Ist da wirklich ein Raumschiff? Gibt es diesen Blick aus dem Fenster? Medien verraten grundsätzlich nie, ob sie Wirklichkeit vermitteln; Bernd Scheffer hat das immer wieder gezeigt. Dennoch lässt sich diese Frage präzise auf die Zweitheit im Sinne des Zeichentheoretikers Charles Sanders Peirce beziehen, auf Indexikalität und Deixis, also auf das Zeigen: Wenn der ausgestreckte Zeigefinger das treffen kann, worauf er zeigen will, gehören sie offenbar beide zu einer Wirklichkeit. Die danach benannte ‚reale Verbindung‘ der Semiologen, Kontiguität und Metonymie sind hier zu Hause. Weil unter den vielen Dingen, die Zeichen tun, genau das Zeigen eine Richtung hat, vom Gelenk zum Fingernagel und darüber hinaus oder vom Ankerpunkt in Richtung der Pfeilspitze bis zum Gegenstand, lässt sich der Verbleib der Semiose in einer Wirklichkeit daran prüfen, ob man den Verweis nach seiner Richtung fragen kann. Zwar haben auch fiktionale Darstellungen eine zeigende Dimension, aber ihre Richtung kann erst nachgängig konstruiert werden. Faktualität liegt vor, wenn die Richtung des Verweises, vom Gegenstand zum Zeichen oder vom Zeichen zum Gegenstand, ent-

schieden werden kann. (Auch wenn sie damit nicht schon entschieden sein muss, sondern es sich vielmehr um eine jener Entscheidungen handelt, von denen Heinz von Förster immer wieder gesagt hat, dass wir sie entscheiden können, weil sie prinzipiell unentscheidbar sind.)

Man kann das durchspielen, solange es ein Spiel bleibt: Wer also auf Bernd Scheffer zeigt, zeigt insofern faktual, als Bernd Scheffers Vorgängigkeit vor der Zeigegeste entscheidbar bleibt: Ohne ihn hätte sich das Zeigen gar nicht erst gelohnt. Bei anderen faktualen Zeigegesten ist es umgekehrt: »Stell den Stuhl bitte genau da hin!« Den bezeichneten Ort gibt es als abgeschlossenen und bestimmten erst in Folge des Zeigens. Für fiktionales Zeigen dagegen ist die Richtung dauerhaft unentschieden: Jede Zeigegeste auf ein Einhorn – sei es besprochen, abgebildet, imaginiert oder animiert – geschieht mit dem Geschehen des Einhorns, dessen Sein Präsentation ist. So, nicht aber durch einen formalen Vergleich der Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Scheffer und Einhorn ließe sich die Differenz fassen, und das macht – wo doch der Vergleich so viel spannender wäre! – zugleich deutlich, dass Semiotik diesseits des Begehrens alles erklären und damit nichts gewinnen kann. So lässt sich auch jederzeit über den *Werther* sagen, dass jene Verweise Realitätsbezüge sind, von denen *entscheidbar* bleibt, dass sie *nicht* dafür da sind, als solche gelesen zu werden: Kestner, Jerusalem, eine Waffe. Sie sind in den Text eingegangen, ohne dass es dem Text angemessen wäre, auf sie einzugehen, und ohne dass der Text sich auf sie richtete: unidirektional. Und damit ist über den *Werther* ebensoviel erklärt und ebensowenig gesagt.

Genau so könnte man die Indexikalität der Photographie *Poschavio* danach befragen, ob sie eine Richtung hat: Ob das Motiv sich so bot und die Aufnahme ohne es nicht möglich gewesen wäre, während die Aufnahme in Gegenrichtung aus dem Angebot das Motiv gemacht hat – oder ob die Bearbeitung der Photographie das Motiv möglich gemacht hat. Aber auch damit wäre nur die Antwort auf die Frage nach der Fiktionalität der Darstellung semiotisch nachvollzogen. Die Offenheit und Produktivität der Frage, die das Bild ermöglicht, indem es Fiktion und Wirklichkeit eben nicht eindeutig trennt, entginge dabei.

Der semiotischen und anderer medienwissenschaftlicher Analyse wert wird die Untertasse erst jenseits dieses Spiels, durch das Begehren, das Bedürfnis und das Verlangen, mit denen wir sie zum Nachbarn tragen. Alles andere bleibt, gerade insofern es durch und durch aufschlussreich

ist, trivial. Bernd Scheffer hat einmal zu (nicht nur) seinen Photographien geschrieben:

Beobachter handeln gleichsam „autobiographisch“; sie bauen das Bild ins eigene Leben ein, geheimnisvoll und aufschlussreich. Erschiene das Bild nur aufschlussreich, käme es uns trivial vor, wäre es nur geheimnisvoll und nicht auch aufschlussreich, könnten wir nichts damit anfangen.<sup>1</sup>

Mit der Rede von den Zeichen lässt sich jederzeit aufschlussreich anfangen, mehr als trivial wird sie erst, wenn sie das Begehren ernst nimmt, das die Zeichen nach sich zieht.

Gerade deshalb bedarf es jenseits der Thesen noch mehr der Fragen und der Antworten, und gerade deshalb reichen zwei mögliche Antworten nicht aus. „Hast du das auch gesehen?“ kennt nicht nur das: „Ja, komm her!“ und das: „Nein, geh weg!“ Es kennt vor allem das: „Nein, ich habe es nicht gesehen, das ist ja spannend, komm her und erzähl mir davon.“ Bernd Scheffers Diskussionsrunden habe ich als einen Ort erlebt, der deshalb ganz unterschiedliche Menschen aufgenommen hat, die auch hinterher immer noch ebenso unterschiedlich waren. Denn er hat keineswegs immer „Ja, ich auch!“ gesagt, wenn Medienbedürfnisse geäußert wurden: das wäre billig und keine Hilfe gewesen. Aber für das ungebrochene: „Nein – erzähl.“ bin ich sehr dankbar. Damit geht es weiter.

---

<sup>1</sup> Bernd Scheffer. „Alltags-Halluzinatorik, Landschaftserfindung. ‚Radikaler Konstruktivismus‘ und Bildende Kunst: Überlegungen und praktische Versuche“. *BDK-Mitteilungen* 29.1 (1993), S. 4-9, hier S. 6.